

Rita Casale, Barbara Rendtorff (Hg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript 2008.

Kirsten Sander: Profession und Geschlecht im Krankenhaus. Soziale Praxis der Zusammenarbeit von Pflege und Medizin. Konstanz: UVK 2009.

Zur Frage „Was kommt nach der Genderforschung“ haben Rita Casale und Barbara Rendtorff im Jahre 2007 zum „Interdisziplinären Gespräch“ (9) statt zur üblichen Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft eingeladen. Daraus ist der gleichnamige Tagungsband entstanden. Kirsten Sander untersucht in ihrer Studie das Verhältnis von „Profession und Geschlecht im Krankenhaus“ in der Zusammenarbeit von Pflege und Medizin. Eine vorwiegend theoretische und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit prominenten Ansätzen der letzten 40 Jahre wird hier neben einer Monographie, erwachsen aus einer qualitativ empirischen Dissertation, besprochen – wie passt dies zusammen? Um es gleich vorwegzunehmen, sie stehen beide für eine hoch elaborierte und kritische (geistes- und sozial)wissenschaftliche Diskussion über die bislang nur teilweise in Unordnung geratene Geschlechterordnung. Selbstverständlich kann diese kurze Rezension beiden Werken in ihrer jeweiligen Komplexität nicht gerecht werden. Vielmehr werden einzelne Aspekte angesprochen und diskutiert.

Der Tagungsband umfasst elf Beiträge, darunter fünf erziehungswissenschaftliche (von Juliane Jacobi, Susanne Maurer, Barbara Rendtorff, Edgar Forster und Sabine Hark) und sechs aus benachbarten Fachrichtungen, (vertreten durch die Historikerin Claudia Opitz, die Soziologinnen Gudrun-Axeli Knapp und Silvia Kontos, die Bildungshistorikerin Juliane Jacobi, die Philosophin Ida Dominijanni, die Medienwissenschaftlerin Astrid Deuber-Mankowsky und die Politikwissenschaftlerin Birgit Sauer), die größtenteils erziehungswissenschaftlich kommentiert werden (von Pia Schmid, Helga Kelle, Bettina Dausien, Eva Borst, Karin Priem und Edgar Foster).

Durch mehrere Beiträge (Opitz, Jacobi, Deuber-Mankowsky, Foster) zieht sich die Auseinandersetzung um den Begriff Gender bei der Historikerin Joan Scott, die sich in den 1980er Jahren für diesen einsetzte und ihn nun kritisiert (10). Entlang dieser Arbeit problematisiert beispielsweise Opitz die „Entkoppelung“ der „postmodernen“ Genderforschung „von feministischer Forschung“ (22) und spricht u. a. für eine historische und selbstreflexive Analyse der Kategorien „Gender“/„Geschlecht“ (25). Foster kritisiert Scott im Hinblick auf eine „imaginäre Überhöhung des Gegners, der Evolutionspsychologie und der ihr zugrunde liegenden biologischen Forschungen“ (202), wenn sie das „Unvermögen der Kategorie Gender [konstatiert, ... um (K.R.)] den extremen Behauptungen der Evolutionspsychologie theoretisch stichhaltige Argumente entgegenzusetzen zu können“ (201). Vorwiegend aber geht es Foster um die Unterscheidung zweier Ebenen: der epistemologischen und einer darüber hinaus weisenden politischen Ebene (203). Deuber-Mankowsky und Eva Borst suchen Gender (nach Rheinberger 2006) als „epistemisches Ding“ zu fassen und argumentieren gegenüber Scotts derzeitiger Kritik dafür, sich auch in der Erziehungswissenschaft wieder verstärkt dem *sex* zuzuwenden. Dies impliziere eine Auseinandersetzung mit den „Naturwissenschaften [...] die versuchen, qua ihrer vermeintlichen Autorität die Unverrückbarkeit der Zweigeschlechtlichkeit zu behaupten“ (196). Im Hinblick auf die anderen Beiträge des Bandes erscheint jedoch fraglich, ob es sich dabei nur um eine vermeintliche Autorität handelt: Mehrfach wird auf die Hart-

näckigkeit des Paradigmas hingewiesen (u. a. Hark), nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch innerhalb von Institutionen, in der Politik und nicht zuletzt innerhalb des dominanten populärwissenschaftlichen Diskurses. So stellt auch Jacobi mit einem Blick auf den „mainstream“ (91) der Bildungswissenschaften ernüchtert fest, wie wenig dort die Theorieansätze der Geschlechterforschung Eingang gefunden haben. Dies zeigt sie exemplarisch anhand der Bildungsberichte des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung von 1979 bis 2003.

Stellungnahmen zum ‚neuen‘ Konzept der Intersektionalität von *Gender/Race/Class* bzw. *Geschlecht/Ethnizität/Klasse* ziehen sich ebenfalls durch den Band. So zeigt Knapp am Beispiel der *intersectionality* kritisch und humorvoll zugleich, wie stark die Verwertungszwänge im akademisch-universitären Betrieb das ständige Suchen/Finden neuer Begriffe zur Folge haben, obgleich „die Perspektive einer systematischen Verknüpfung verschiedener Formen von Diskriminierung“ (34) bereits seit den 1970er Jahren immer wieder Gegenstand feministischer Forschung war. Passend hierzu zeichnet Kontos die feministische Frauenbewegung seit den 1968er Jahren nach, um sich schließlich für eine Fortführung einer solchen (genderkritischen) Bewegung auszusprechen. Darüber hinaus diskutiert sie identitäts- und normierungskritische Genderansätze im Kontext des Neoliberalismus und fragt (mit Tove Soiland), ob nicht die „Konzentration auf die Identitätspolitik das neue, neoliberale Machtdispositiv in den Geschlechterverhältnissen vernachlässigt, das mit den Vorgaben von Offenheit, Freiheit und Eigenverantwortung arbeitet“ (66).

Schließlich seien noch an Freud und Lacan orientierte psychoanalytische Beiträge herausgestellt, mit denen sich u. a. die Persistenz der bestehenden Geschlechterordnung bis in die leiblich-psychische Verfasstheit der Einzelnen hinein begründen lässt. So kann mit Dominijannis Argumentation für eine Analyse der *sexuellen Differenz* neben der Genderforschung wieder in den Blick geraten, was ein leibgebundenes und zugleich in eine symbolische Ordnung geborenes Subjekt ausmacht. So problematisiert sie die ‚Säuberung‘ der Kategorie Geschlecht „von jeder konfliktgeladenen Implikation“ (142), ein Kennzeichen, das sie insbesondere der dekonstruktivistischen, im anglo-amerikanischen Raum entstandenen Genderforschung zuschreibt. Zwar kritisiert Dominijanni eine verkürzende Verortung (französischer vs. nordamerikanischer Sprachraum) und die Einordnung von feministischen Konzepten in die „Denktraditionen der Moderne und Postmoderne“ (145), doch behauptet sie gleichwohl den Differenzgedanken der *italienischen* Philosophinnengruppe Diotima. Entgegen einem verbreiteten Missverständnis des psychoanalytischen Differenzbegriffs als ‚essentialistisch‘ argumentiert sie, es gehe dabei „um eine von der Natur, der Kultur, dem Imaginären und dem Symbolischen bewirkten Effekt, der zu dekonstruieren und neu zu deuten sei. Es handele sich um einen ‚Ursprung‘, nicht weil zu ihm zurückzukehren wäre, sondern weil aus ihm die Subjektivität und die ursprünglichen symbolischen Formen hervorgehen“ (151). Auch Rendtorff zieht die Psychoanalyse heran und beleuchtet unter anderem, warum diese von Teilen der politischen Frauen- und Queer-Bewegung abgelehnt wurde und wird. Geht es aus ihrer Sicht in „Soziologie und Politik darum [...] zu erklären, wie die (gesellschaftlichen) Zusammenhänge funktionieren, dass und wie die Internalisierung von Normen zum Funktionieren gesellschaftlicher Abläufe beitragen, und wie sie sich planen und steuern lassen, [...] macht die Psychoanalyse [...] das genaue Gegenteil: sie zeigt, dass all das nicht funktioniert, dass die Subjekte weder ihre Triebenergien noch deren unbewusste Wirkrichtungen [...] ‚im Griff haben‘“ (130). Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund zeigt der Sammelband die Fruchtbarkeit einer gegenseitigen Bezugnahme sozialwissenschaftlicher und psychoanalytischer Ansätze.

Insgesamt gibt der Band interessante Einblicke in die anstrengende und hindernisreiche Geschichte einer feministischen Wissenschaft und macht die Bewegung zwischen politisch kämpferischen Impulsen, Erbitterung angesichts erlebter Rückschläge, ironischer Distanzierung bis hin zu optimistischen Ausblicken nachvollziehbar. Lässt sich mit dem Band ein Fazit formulieren? „Nach der Genderforschung ist vor der Genderforschung“ (13), wie Opitz konstatiert oder wie Sauer aus politikwissenschaftlicher Perspektive fordert: „Gender-plus-Forschung im doppelten Sinn. Einmal als Analyse des paradoxen und ungleichzeitigen Verdichtungszusammenhangs von Ungleichheitsstrukturen, also der Intersektionalität von Geschlecht, Klasse, Ethnizität und Sexualität, zum anderen als feministische politische Interventionen“ (251).

Verkürzt lässt sich zum Stand der Genderforschung festhalten: Sie steht mittendrin. Auch befindet sie sich inmitten einer generationellen Dynamik, die sich auch anhand der hier ausgewählten Werke entdecken lassen mag. So sind im Tagungsband vorwiegend ProfessorInnen aus den Geburtsjahrgängen 1945-1960 vertreten, Kirsten Sander hingegen könnte als Vertreterin der nächsten Generation gelten. Charakteristisch für die zwei Generationen scheint auch, dass der Sammelband explizit das Stichwort „feministisch“ im Untertitel trägt und auch in den Beiträgen historisch sowie aktuell auf die politische Dimension theoretischer wissenschaftskritischer Arbeit Bezug genommen wird. Dies ist in der Monographie von Sander nicht der Fall. Gleichwohl stehen auch hier theoretische Konzepte einiger Autorinnen des Sammelbandes an zentraler Stelle. Die Autorin untersucht „Geschlecht“ als „soziale Konstruktion“ (20), ohne aus den Augen zu verlieren, dass ihr die Untersuchungsteilnehmenden ihrer Studie als Frauen und Männer begegnen.

Sander wendet sich einem der Felder zu, in denen (nicht nur in Deutschland) Geschlechter-Ordnungen bislang besonders etabliert zu sein scheinen: der Medizin. Gleichzeitig reflektiert sie dabei einen Bereich, der erhebliche gesellschaftliche Veränderungen zu verzeichnen hat, wie die Zunahme des Anteils von Ärztinnen, die „Professionalisierung der Pflege“ (16) sowie die „Veränderungen der Finanzierungssysteme“, die einen „Autonomieverlust der medizinischen Profession im Krankenhaus“ zur Folge hätten (17). Gehen damit, so die Untersuchungsfrage, ein „Bedeutungsverlust von Geschlecht“ und eine „Enthierarchisierung der Zusammenarbeit“ (17) einher? Die Dissertation ist aus dem von der DFG geförderten Forschungsprojekt „Interaktion von Pflege und Medizin im Krankenhaus. Konstruktionsprozesse von Geschlecht, Hierarchie und beruflicher Sozialisation“ (unter der Leitung von Hagemann-White) entstanden. Als philosophischen Hintergrund zieht Sander vornehmlich die Phänomenologie (Husserl, Heidegger, Waldenfels) heran, jedoch ohne ihren anthropologischen Anspruch (33). Vielmehr wird der phänomenologische Ansatz durch weitere theoretische wie auch methodische Bezugnahmen ergänzt, z. B. die Grounded Theory, den symbolischen Interaktionismus (v. a. Goffman), die Ethnographie (u. a. Geertz) und „Praxeographie“ (Mol). Als methodische Zugänge dienen teilnehmende Beobachtungen auf Krankenhausstationen, teilstrukturierte Interviews mit 49 Pflegenden und 24 ÄrztInnen sowie schriftliche Situationsnarrative (35), die qualitativ ausgewertet werden. Die selbstreflexive Analyse der Subjektivität im Forschungsprozess ist positiv hervorzuheben, nicht nur in der methodischen Beschreibung einer „zweifachen Verortung“ (44); sie wird auch umgesetzt in den dichten Beschreibungen.

Der Hauptteil des Buches ist in drei Teile gegliedert, in deren Zentrum der Schlüsselbegriff der „Grenze“ steht, den Sander sowohl theoretisch entwickelt als auch empirisch aus dem Material (re)konstruiert: 1. Zuständigkeitsgrenzen, 2. Raum- und Körpergrenzen und 3. diskursive Grenzen. Theoriearbeit und Dokumentation der Empirie wechseln sich in allen Teilen des Werkes ab und werden miteinander verknüpft. Durch relativ kurze

Untergliederungen und Absätze sind die Kapitel übersichtlich strukturiert; allerdings wird dadurch m. E. der gedankliche rote Faden bzw. das Geflecht von Empirie und Theoretisierung mitunter zu stark durchbrochen.

Insgesamt eröffnet sich mit der dichten Beschreibung von Szenen, Interaktionen und Erzählungen beim Lesen ein Imaginationsraum, in dem die komplexe Verknüpfung von professioneller und geschlechtlicher Ordnung (nach)erlebbar wird, beispielsweise im Zusammenspiel von professionell und geschlechtlich konnotierten Aufgaben, Beziehungen und Hierarchien. Als besonders lesenswert erachte ich Kapitel und Passagen, in denen die Brüchigkeit der etablierten Ordnung – gleichzeitig und ‚quer‘ zu ihrer Hartnäckigkeit – herausgearbeitet wird. Um ein Beispiel herauszugreifen, überschrieben mit „Doing Gender oder Doing Profession“ (307): Hier schildert die Autorin anschaulich, wie in einer sowohl ritualisierten als auch konkreten Situation, einer Chefarztvisite, die sowohl professionell (Medizin über Pflege) als auch geschlechtlich geordnete Hierarchie („Arztmänner“ und „Pflegerinnen“) in Frage gestellt und durch den Chefarzt schließlich wiederhergestellt wird. Sander kommt zu dem Schluss, dass „innerhalb des untersuchten Kontextes“ nicht von einer „De-Institutionalisierung [...] von Geschlecht“ die Rede sein kann, sondern die Ergebnisse vielmehr „auf eine Beständigkeit der rekursiv zur Verfügung stehenden vergeschlechtlichten Institutionen“ (442) hinweisen. Anhand des Schlüsselbegriffs der Grenze betont sie darüber hinaus die Möglichkeit einer Veränderung der „(zwei)geschlechtlichen Ordnungsstruktur“ (442f.) und ihrer Hierarchien unter der Voraussetzung, dass die „Relationalität der Grenzen von Profession und Geschlecht“ (443) reflektiert würde.

Fazit: Beide Werke zeugen vom Stand einer hoch entwickelten geistes- und sozialwissenschaftlichen Diskussion im Themenbereich Geschlecht/Gender. Wird im Tagungsband vorwiegend auf die komplexen Verwicklungen von „Geschlecht/Ethnizität/Klasse“ rekurriert, so ist die Monographie Sanders ein Beispiel für eine gelungene Analyse von „Intersektionalität“ in der ‚Nahaufnahme‘ von konkreten Verwicklungen zweier aufeinander bezogener Ordnungskategorien.

Eine weitergehende interdisziplinäre Verknüpfung bleibt wünschenswert. So wäre im Tagungsband eine abschließende, zusammenfassende Diskussion der verschiedenen Positionen ideal gewesen, in der sowohl Unvereinbarkeiten als auch die Fruchtbarkeit gegenseitiger Bezugnahme verschiedener Blickwinkel herausgestellt würden. Nach wie vor diskutieren geistes- und sozialwissenschaftlich Forschende zumeist ‚untereinander‘ und es finden sich selten Dialoge oder direkte Auseinandersetzungen mit NaturwissenschaftlerInnen. Scott bezeichnet die Naturwissenschaften gar als „Feind“ (zit. n. 187). Auch setzt das Verständnis der hier diskutierten Geschichte, Ansätze, Theorien und Debatten ihre Kenntnis weitgehend voraus, was die Lektüre für nicht bereits ‚Geschlechterforschende‘ oder ‚Gender-Interessierte‘ äußerst schwierig gestalten würde.

Bleibt zu fragen und als Herausforderung, wie sich die hochkomplexen Theorie- und Forschungsansätze auch in eben jene gesellschaftlichen, vor allem institutionellen Bereiche hineinragen lassen, in denen – wie in der (deutschen) Medizin – nach wie vor geschlechtersegregierte Tätigkeits- und Machträume dominieren. **Katharina Rothe**